Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unser Landvolk und die Kirche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library



Unser Landvolk und die Kirche

Wenn ich annehmen darf, daß die meisten Leser der Grenzboten Stadtbewohner sind, so hoffe ich, ihnen mit den folgenden Zeilen einen kleinen Dienst zu erweisen. Es ist Thatsache, daß das Leben des Bauern dem Städter mehr oder weniger unbekannt bleibt. Diese Thatsache wird der Großstädter in der Regel wohl selber zugeben. Wer sein Leben in Berlin oder Leipzig zubringt, für den ist das Bauernleben eine ferne und fremde Welt. Er geht vielleicht jährlich auf ein paar Wochen zur Sommerfrische auf das Land; aber da hat er mit der Wiederherstellung seiner aufgeregten und ermüdeten Nerven so viel zu thun, daß er sich nicht die Zeit und die Mühe nehmen kann, den Umgang mit den Bauern aufzusuchen, um sich selber die Kenntnis davon zu verschaffen, wie der Bauer eigentlich lebt, wie er denkt, und wie er redet. Übrigens ist sein Auge gar nicht geschärft genug, die Eigentümlichkeit des bäuerlichen Wesens zu erkennen; es bleibt oft nur an manchen Absonderlichkeiten haften, und das verleitet zu schiefen, übertreibenden Urteilen. Abgesehen hiervon ist der richtige Umgang mit dem Bauern gar nicht so leicht und einfach, wie es sich der mit allen Mitteln der Bildung ausgerüstete Großstädter vorstellen mag. Wer den Bauern wirklich kennen lernen will, muß mindestens seine Sprache, seine Mundart nicht bloß verstehn, sondern auch selber sprechen können. Er muß sich ferner schon etwas auskennen in der Art und Weise, wie der Bauer seine Gedanken ausdrückt oder andeutet oder auch nur erraten läßt. Er darf nicht erwarten, daß er mit seinem wohlgesetzten Hochdeutsch bei dem Bauern weit kommt. Dieses Hochdeutsch macht auf den gemeinen Mann den Eindruck des Amtlichen, des Steifen, des Vornehmen, des Herablassenden, wohl auch des Lächerlichen; das letzte besonders dann, wenn ein „Herr“ aus der Stadt sein städtisches Hochdeutsch mit ein paar Brocken aus der Bauernsprache versetzen zu müssen meint, in der Absicht dadurch volkstümlich zu reden. Unser Bauer fühlt sehr bald das Gezierte und Lächerliche dieses Salonbauerndeutsch heraus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und hat daran eine ähnliche Freude, wie auf dem bekannten Defreggerschen Bilde die Tiroler Bauern an dem Salontiroler. Es versteht sich weiter von selber, daß die ungeheure Verschiedenheit des geselligen und des wirtschaftlichen Lebens in der Großstadt und auf dem Lande den Großstädter hindern muß, das Bauernleben mit Verständnis und — was mehr sagen will — mit Teilnahme zu beobachten. Die Bedingungen dieses Verständnisses und dieser Teilnahme werden bei den erdrückenden Interessen des Großhandels und der Großindustrie, bei dem ganzen Betriebe moderner Kunst und Litteratur immer schwieriger.

Leichter als der Großstädter hat es der Bewohner der Mittel- und Kleinstadt, wenn er den Bauern in seinem eigentümlichen Wesen kennen lernen will. Zwischen der Mittel- und Kleinstadt einerseits und dem Lande andrerseits bestehn eben mehr Verbindungen als zwischen der Großstadt und dem Lande. Aber diese Verbindungen sind vorwiegend geschäftlicher Art. Was außerhalb dieser geschäftlichen Verbindungen liegt, dafür hat auch der Bewohner kleinerer Städte selten ein Verständnis. Seine Aufmerksamkeit wendet sich unwillkürlich mehr und mehr den großen Mittelpunkten des geschäftlichen und geselligen Lebens zu. Auf das Landleben als solches achtet er nicht weiter; er findet es sogar — im Unterschiede vom Großstädter — langweilig. Merkwürdig, wie oft man dieser Ansicht gerade in kleinern Städten begegnet; ein Beweis, daß man auch da das Landleben eben nicht wirklich kennt.

Ist aber das Landleben im allgemeinen für die weitaus meisten Städter etwas Fremdes, so ist ihnen der Ausschnitt aus dem ländlichen Leben, von dem im folgenden die Rede sein soll, womöglich noch fremder.

Das wirtschaftliche Leben des Bauern läßt sich allenfalls durch bestimmte Zahlenangaben umschreiben. Die Lebenshaltung des Bauern, seine Einnahmen, seine Ausgaben, sein ganzer Wirtschaftsbetrieb lassen sich statistisch feststellen. Aber ganz anders liegt der Fall beim religiösen und sittlichen Leben des Bauern. Es handelt sich da um geistige Erscheinungen, die für die Beobachtung nicht so bequem liegen wie die wirtschaftlichen Verhältnisse. Wer in die geheime Gedankenwelt des Bauern eindringen will, muß in einem Vertrauensverhältnis zu ihm stehn. Das Vertrauen kann durch keine bloß amtliche Stellung erlangt, es kann nur durch persönlichen Umgang erworben werden, und daß das nicht leicht ist, weiß jeder, der auf dem Lande lebt. In gewissem Sinne ist es gerade der Pfarrer, der die meiste Mühe hat, bis er sich das geheime Gebiet des bäuerlichen Seelenlebens zu eigen macht. Man sollte das Gegenteil erwarten, daß sich dem Seelsorger mit einemmale die innere Welt des Bauern aufthun müßte, eben weil er zum Pfleger des sittlichen und religiösen Lebens bestellt ist. In Wahrheit liegt die Sache ganz anders. Ich sehe von dem Falle ab, daß der Pfarrer selber auf dem Lande geboren und groß geworden ist. Ist aber der Pfarrer ein Stadtkind und in städtischen Anschauungen aufgewachsen, so hat er einen langjährigen und schweren Streit mit seinen hergebrachten Anschauungen über Menschen und Welt, bis er sich in der eigentümlichen Gedankenwelt des Bauern zurechtfindet, und auch wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm das gelingt, so hat er noch nicht die Gewähr eines volkstümlich gesegneten Wirkens. Leider läßt ihn seine Bildung auf der Universität gerade in diesem Punkte im Stich. Er erfährt ja als Student und Kandidat sehr wenig, so gut wie nichts über das Leben und Denken der Leute, unter denen er wirken soll. In seiner wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung fehlt bis jetzt die Volkskunde. Ich sollte meinen, mit demselben Recht, womit man vom Theologen eine Kenntnis des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung verlangt, sollte man von ihm verlangen dürfen, daß er in seiner heimischen Volkskunde Bescheid wisse, damit er nicht eines Tages hilflos an dem Gestade eines Landes ausgesetzt werde, wo ihn die Menschen nicht verstehn, und er sie auch nicht versteht.

Was vom Pfarrer gilt, gilt von jedem, der berufsmäßig mit dem Bauern zu thun hat: vom Verwaltungsbeamten, vom Richter, vom Lehrer, vom Arzt, nicht zum wenigsten vom Abgeordneten. Die bloß fachmännische Ausbildung giebt keinem der Genannten die Gewißheit einer erfolgreichen Arbeit. In irgend einem Maße müssen sie alle ein Verständnis haben auch für das innere, das geistige Leben des Bauern. Diese Forderung ist, um nur eins zu erwähnen, politisch von der größten Bedeutung. Warum wenden sich die Bauern allerorten bei Wahlen zum Landtage und zum Reichstage von den städtischen Kandidaten ab? Weil sie fühlen, daß die „Herren aus der Stadt" kein Verständnis haben für ihre bäuerliche Lebens- und Denkart. Das Gegenstück hierzu ist die Neigung, dem Manne zu folgen, der aus des Bauern Denkweise heraus zu ihnen redet. Wer das versteht, der hat gewonnenes Spiel.

In der Annahme, daß es den Lesern der Grenzboten nicht unerwünscht sei, einiges über das innere Leben, die Gedankenwelt des Bauern zu erfahren, will ich im folgenden versuchen, in kurzen Zügen darzustellen, wie der Bauer über Religion und Kirche denkt und urteilt. Ich gebe das wieder, was ich selber wahrgenommen habe. Meine Wahrnehmungen sind freilich zeitlich und örtlich beschränkt, zeitlich — sofern ich erst eine dreizehnjährige Praxis als Geistlicher aufweisen kann; räumlich beschränkt — sofern meine Wahrnehmungen sich nur auf den sogenannten kleinen Odenwald (südlich vom Neckar) erstrecken. Wer sich eingehender mit dem in Frage stehenden Gegenstand beschäftigen will, dem sei das prächtige Buch des thüringischen Pfarrers Gebhardt: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" empfohlen. Reiche Belehrung und reichen Genuß bieten auch die Schriften von Jeremias Gotthelf. Gotthelf ist ohne Zweifel der genialste deutsche Volksschriftsteller. Durch Gotthelf bin auch ich zu allererst angeregt worden, gerade das religiös-sittliche Leben des Bauern zu beobachten. Gotthelf schildert allerdings den Schweizer Bauern, und Gebhardt den Thüringer, während ich im folgenden vom Odenwälder reden möchte. Jede größere Landschaft in unserm deutschen Vaterlande hat ihren eignen Bauernschlag mit eignem Charakter und eigner Lebensweise. Aber in dem Gesamtbilde bäuerlicher Weltanschauung kehren gewisse Grundzüge wohl in allen Gegenden wieder. Ich glaube wenigstens so viel annehmen zu dürfen, daß die folgende Ausführung nicht in Widerspruch steht mit den Erfahrungen in

andern Gegenden Deutschlands. Der Gegenstand bringt es mit sich, daß der Bauer selber so viel als möglich zu Worte kommen muß. Der Bauer soll uns selber sagen, wie er über Religion und Kirche denkt. Daraus lernen wir ihn besser kennen als aus langen Betrachtungen und Erörterungen.

Ein sehr achtbarer und verständiger Mann aus meiner Gemeinde, mit dem ich einmal ein Gespräch hatte über die kirchlichen Zustände der Gemeinde, faßte das Ergebnis seines Nachdenkens in die Worte zusammen: „Herr Pfarrer, meine Meinung ist: Schule und Kirche müssen sein. Ohne Schule und Kirche kann man nicht existieren. Es gehört zur Ordnung: die Kinder müssen in die Schule, und die Leute sollen in die Kirche. Wenn keine Schule und keine Kirche und keine Religion wäre, die Leute thäten stehlen und einander totschlagen." Das ist ein klassischer Ausdruck für die Art und Weise, wie der Bauer über die Kirche denkt. Die Kirche erscheint dem Bauern vor allen Dingen als eine öffentliche Einrichtung. Diese Einrichtung ist nun einmal da, und es ist im allgemeinen recht gut, daß sie da ist. Die Kirche sorgt für Ordnung und verhindert, daß schlimme Zustände aufkommen. Der Pfarrer hat den Leuten zu predigen, daß sie ordentlich leben sollen, er soll die Sünde also gehörig strafen. Bezeichnend ist hierbei, daß im Munde des Bauern Kirche, Religion und Christentum ungefähr dieselbe Bedeutung haben. Auch Religion und Christentum ist eine Einrichtung, ein Zustand, bei dem an das persönliche Empfinden zunächst nicht gedacht wird. In diesem Stücke ist der Bauer der reinste Realpolitiker. Der Bauer hat eben einen ausgesprochnen Sinn für das, was nun einmal in Geltung steht. „Das ist halt so. Machs anders!" Diese Redensart kann man unzählige male hören.

Es ist deshalb begreiflich, wenn das, was wir Glauben nennen, und was dem überzeugten Frommen bei allem kirchlichen Wesen die Hauptsache ist, beim Bauern zur Nebensache wird. Glauben! Ja — es kann ja jeder glauben, was er will. Aber verständigerweise sollte man nur glauben, was man sieht. „Was ich nicht seh, glaub ich nicht." So sagte einmal ein Mann: „Die Katholischen sagen, Brot und Wein thät sich in Leib und Blut Christi verwandeln. Das glaub ich nicht. Ich habs einmal nicht gesehen." Könnte ers einmal sehen, so würde ers auch glauben. Wer den Teufel, wer Hexen und Gespenster selber gesehen hat, mag nur getrost daran glauben; wer sie noch nicht gesehen hat, läßt es ebenso getrost bleiben. Was liegt daran? Es kommt nicht darauf an, was einer glaubt, sondern wie er lebt. Darum hat es auch nicht viel zu sagen, wenn einer von einem andern wegwerfend sagt: „Was glaubt denn der? der glaubt nichts!" Das bedeutet vielleicht bloß, daß der so Gescholtne selten in die Kirche geht und sich darauf etwas zu gute thut, weil er sich für gescheiter hält als die Leute, die nichts können als in die Kirche springen, wenns läutet.

Freilich kennt unser Bauer das Wort Glauben auch noch in einer andern Bedeutung als in der, daß man etwas für wahr hält, was man mit eignen Augen gesehen hat. Der Glaube hat dann und wann den Sinn von Glaubens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehre. Man sagt wohl: „Es soll jeder bei seinem Glauben bleiben," d. h. bei der Lehre, die er in dem Religionsunterricht, in der Konfirmandenstunde und in der Christenlehre gelernt hat. „Er läßt mich bei meiner Lehr," sagt z. B. die in gemischter Ehe lebende evangelische Frau, wenn sie ihren Mann als friedfertig loben will. Diese Redeweise ist ja geschichtlich bemerkenswert, sie stammt aus der Zeit, wo das evangelische Christentum nur als die „reine Lehre" verstanden wurde. Aber man muß sich hüten, aus der Redewendung des Bauern zu folgern, daß er sich nun auch viel um die „Lehre" kümmere. Diese Lehre, sie sei, wie sie wolle, überläßt er vollständig dem Pfarrer; der soll sie predigen und den Kindern beibringen. Er selber läßt sie auf sich beruhn. Wollte man einmal einen Mann nach dieser „Lehre" fragen, so würde er wohl sehr erstaunt sein, daß man ihn überhaupt so etwas fragt; im besten Fall würde er eine ganz allgemeine Antwort geben: Man muß glauben, was in der Bibel steht, oder: Man muß glauben, was der Pfarrer in der Kirche predigt. An das, was der Theologe die Lehre nennt, an die christliche Glaubenslehre, gar an die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, von der Gegenwart Christi im Abendmahle, an das Dogma von der Gnadenwahl usw. denkt der gemeine Mann nicht von weitem. Wollte man nun etwa noch weiter in den Mann dringen und fragen: Ja, glaubst du wirklich alles, was in der Bibel steht? glaubst du wirklich alles, was der Pfarrer sagt? so würde er im ersten Fall ohne viel Bedenken antworten: In der Bibel steht auch manches, was man nicht glauben kann, im zweiten Falle ebenso unbedenklich: Der Pfarrer kann predigen, was er will, und ich kann glauben, was ich will — vielleicht mit dem Zusatz: Der Pfarrer glaubt auch nicht alles, was er predigt. Und mit dieser Antwort würde er gar nicht das Gefühl haben, etwas zu sagen, was den Pfarrer belastet. Denn der Pfarrer muß halt einmal predigen, wie ihm befohlen ist. Dafür wird er ja bezahlt.

Vielleicht ist der Leser von der obigen Äußerung über die Bibel aus dem Munde eines Bauern überrascht. Diese Äußerung hat indessen für den, der die Dinge kennt, gar nichts auffallendes. Man täuscht sich vollkommen, wenn man bei unsern Bauern eine Kenntnis der heiligen Schrift oder gar ein besonders inniges Verhältnis zu ihr voraussetzt. Die Kenntnis der Bibel ist bei der weitaus größten Menge unsrer Bauern erstaunlich gering. Nur in sehr wenig Häusern — sie sind meistens pietistisch beeinflußt — wird in der Bibel gelesen. In den meisten Häusern bleibt die Bibel schön im Schrank verschlossen, oder sie liegt dick bestaubt oben auf dem Schrank. Mit dieser Gleichgiltigkeit gegen den besondern Inhalt der „Lehre" — fasse man diese Lehre mehr im kirchlichen oder mehr im biblischen oder mehr im modernen Sinne — rechnen die kirchlichen Parteien zu wenig. Die sogenannte positive Partei will den Bauern durchaus bei der orthodoxen Auffassung des Christentums erhalten. Ebenso entschieden möchte die liberale Partei die Gemeinden für eine moderne Lehre gewinnen, die es erlaubt, das Christentum mit der neuen Welterkenntnis zu vereinigen. Beidem fragt der Bauer wenig nach. Der Streit zwischen alter

und neuer Auffassung des Christentums läßt ihn ganz kalt. Er hört natürlich auch davon, daß die Pfarrer miteinander streiten; aber warum sie miteinander streiten, und wofür jeder streitet, das ist ihm unverständlich. Er begreift es wohl, wenn einmal ein evangelischer Pfarrer mit einem katholischen Pfarrer eine Fehde auszufechten hat; denn dann handelt es sich nicht um eine „Lehre," sondern um höchst greifbare Sachen im Gebiete des Gemeindelebens, um gewisse Rechte und Pflichten, um Einfluß und Macht. Aber wie evangelische Pfarrer unter sich über die „Lehre" streiten mögen, das begreife ein andrer. Es ist natürlich kein Kunststück, kirchliche Agitationen in einer Gemeinde hervorzurufen. Das ändert nichts an der Thatsache, daß dem Bauern der Inhalt der Lehre mehr oder weniger gleichgiltig bleibt. Dafür einige Beispiele.

Als vor einigen Jahren ein badischer Pfarrer seines Amts enthoben wurde wegen hartnäckiger Verteidigung gewisser Schriften, in denen er dem gesamten, vorwiegend orthodoxen Kirchentum der Gegenwart den Krieg erklärte, da hat mancher Mann auf dem Lande gedacht — wenn er sich überhaupt Gedanken darüber gemacht hat: Der Pfarrer ist doch einfältig gewesen, daß er sich selber um Amt und Brot gebracht hat; was die andern predigen, hätte er doch auch predigen können; und wenn er etwas Apartes hat predigen wollen, hätte ers nicht an die große Glocke zu hängen brauchen; den Leuten wärs gut genug gewesen. — Man sieht: der Streit um die Lehre, um „Auffassung" vom Christentum geht den gemeinen Mann gar nichts an; also bleibe man ihm vom Halse mit dergleichen Dingen.

Ein andres Beispiel. Im Anfange der neunziger Jahre war — wie sich manche Leser noch erinnern werden — in den evangelischen Kirchen Deutschlands ein heftiger Streit über die Geltung des „apostolischen Glaubensbekenntnisses" entbrannt. Durch die kirchliche Presse, die Sonntagsblätter, war der Streit bis in die entlegensten Dörfer getragen worden. Damals ließ sich ein konservatives Kirchenblatt wiederholt verleiten zu der Behauptung: die liberalen Pfarrer seien ungläubige Zerstörer des Christentums, sie richteten dadurch die Gemeinden zu Grunde — und dergleichen. Ein solcher liberaler Geistlicher hatte bis zum Ausbruch des Streites um das Apostolikum dieses Kirchenblatt, weil es gut redigiert war, in seiner Gemeinde verbreitet. Nach den heftigen Angriffen des Blattes auf die liberale Richtung nahm er sich vor, das Blatt durch ein andres zu ersetzen. In einer Versammlung legte er den Leuten die Gründe auseinander, die ihn dazu bewogen, und forderte zur Äußerung in dieser Sache auf. Er hatte sich auf dogmatischen Widerspruch gefaßt gemacht. Aber was sagten die Leute? „Das steht bei Ihnen, Herr Pfarrer." Auch nicht die leiseste Befürchtung wurde laut, als ob durch den Wechsel des sonntäglichen Erbauungsblattes irgend ein Stück des Christentums gefährdet erschiene; trotzdem daß das konservative Blatt wochen- und monatelang den Lesern eingeschärft hatte, es komme im Christentum alles auf die „Heilsthatsachen" der Jungfrauengeburt, der leiblichen Auferstehung und der leiblichen Himmelfahrt Jesu an, hatten die Bauern beim Lesen gar nicht das Bewußtsein, daß sie um ihres Christentums willen verpflichtet wären, sich für die „Heilsthat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sachen" irgendwie ins Zeug zu legen. Aber ebenso wenig hatten sie das Bewußtsein davon, daß sie für eine liberale Auffassung des Christentums gewonnen werden sollten. Das erfuhr derselbe Pfarrer in derselben Versammlung. Er war erstaunt, wie lebhaft einige Leute sich auf seine Seite stellten: „So ein Blatt, wie das jetzige Sonntagsblatt, gehört verboten." Das ist ja viel mehr, als der Pfarrer nur wünschen mag. Und warum verboten? „Letzt ist drin gestanden, in ein paar Jahren geht die Welt unter." Nun hatte in Wahrheit in dem Blatte gestanden, daß Falb dieses Ereignis für die nächsten Jahre prophezeit hätte. Aber diese Aufklärung half nichts. Man ließ nicht davon los: so etwas dürfe in einem Kirchenblatt nicht stehn. Aller Streit ums Apostolikum ging die Leute mit Haut und Haaren nichts an. Aber wenn die Welt untergeht, da kanns schlimm werden.

Die übereinstimmende Anschauung einer Kirche über Gott und göttliche Dinge findet sich gewöhnlich in den gesetzlich angeordneten Büchern: im Katechismus, im Gesangbuch und in der Agende (Kirchenbuch). Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten dogmatischer, liturgischer, pädagogischer Art zu überwinden sind, bis eine Einigung über diese Bücher erreicht wird. Für diese überaus schwierige Arbeit, die doch dazu dienen soll, das kirchliche Leben zu fördern, hat der Bauer keinen Sinn. Es ist merkwürdig, wie sich der gemeine Mann die Einführung solcher neuen Kirchenbücher erklärt. Er legt sich die Sache von seinem schlicht bäuerlichen Standpunkt so zurecht: „Die Herren (gemeint sind die Herren des Kirchenregiments, Oberkirchenräte, Dekane usw.) wollen den Buchdruckern und Buchbindern auch etwas zu verdienen geben. Umsonst werden sie es wohl auch nicht thun. Bei den Schulbüchern ists das nämliche." Es ist klar: der Inhalt und die Fassung der Lehre, des Glaubens, der Text der Lieder, die Formulare der Agende und ähnliches kommen für das innere, das religiöse Leben des Bauern wenig oder gar nicht in Betracht.

Das eben Gesagte finden wir bestätigt, wenn wir bedenken, daß auf den meisten Ortschaften (in Baden) dem Bauern zwei Kirchen und zwei Konfessionen entgegentreten: die evangelische und die katholische. Unser Mann betrachtet die Sache wieder rein realpolitisch. Es fällt ihm gar nicht ein, die Kirchen auf ihre Christlichkeit oder Vernünftigkeit zu prüfen, wie es eigentlich dem nahe liegt, der sich Rechenschaft giebt darüber, was er an seiner Kirche hat. Unsre Kirche und die katholische Kirche sind nun einmal da, und es soll sich jeder zu seiner Kirche halten. Zum katholischen Nachbar sagt unser Mann: „Du gehst in deine Kirche, und ich geh in meine Kirche. Es kann niemand dafür, was er für eine Religion hat. Wenn mein Vater ein Jud gewest wäre, wäre ich auch ein Jud."

Also nicht einmal der Gegensatz der Konfessionen vermag die Anschauung ins Wanken zu bringen, daß Kirche und Religion und alles, was dahin gehört, zunächst, wenn nicht ausschließlich eine Einrichtung sind, ein Zustand, bei dem es sich vor der Hand gar nicht um persönliche Überzeugung, persönliche Empfindung handelt. Die Kirche nimmt in dem Bewußtsein des Bauern eine ähnliche Stelle ein wie der Staat. Der Staat fragt ja auch nicht, was jeder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einzelne für eine politische Überzeugung hat. Er verlangt einfach Gehorsam gegen die Gesetze, allerdings unter Androhung von Strafen. Strafen kann die Kirche freilich nicht. Aber sie ist doch eine Einrichtung, die bei allen, was sie auch sonst denken und sagen mögen, Folgsamkeit verlangt. Man kann noch weiter gehn und behaupten, daß in dem Bewußtsein des Bauern Staat und Kirche ineinander aufgehn, sich decken. Stellt nicht der Großherzog die Pfarrer so gut wie die Beamten an? Und machen nicht die „Herren" alle Gesetze? und macht nicht die Kirche so gut Geschäfte wie der Staat? und treibt nicht die Kirche so gut wie der Staat ihre Steuern ein? Was wir gelernt haben als das eigentliche Wesen der Kirche zu betrachten: die Gemeinschaft des Glaubens im Sinne Luthers und der Augsburgischen Konfession, der ideale Grundgedanke der neuern Kirchengesetzgebung, die auf eine bewußte persönliche evangelische Erkenntnis und Überzeugung bei dem Einzelnen rechnet, das ist noch lange nicht Gemeingut des evangelischen Volks, insbesondre nicht des evangelischen Landvolks geworden. Für die Pietisten, die ihre zahlreichsten Anhänger auf dem Lande haben, gilt das soeben Gesagte allerdings nicht. Die Pietisten unterscheiden ja zwischen der Kirche, in der sich die „Welt" (auch der Staat ist bloß Welt) breit macht, in der die „Ungläubigen" das große Wort führen, und der engern Gemeinschaft der „Gläubigen," die sich im „Herrn" erkennen. Aber für unsre Betrachtung dürfen wir wohl von diesen Pietisten absehen. Erstens ist ihre Zahl verhältnismäßig gering. Sie steht im umgekehrten Verhältnisse zu der Wichtigkeit, die ihnen da und dort, auch von manchen Behörden und von einer gewissen kirchlichen Presse zugeschrieben wird. Vor allen Dingen aber ist zu beachten, daß die pietistische Frömmigkeit nichts Bäuerliches, nichts Volkstümliches an sich hat. Im Grunde wird die religiöse und die kirchliche Empfindungsweise des Bauern von dem pietistischen Wesen gar nicht berührt.

Worin besteht die Frömmigkeit des Bauern? Nach dem bisherigen könnte man beinahe vermuten, daß des Bauern Frömmigkeit eben darin besteht, daß er sich auf irgend eine Weise mit der nun einmal vorhandnen Einrichtung der Kirche abfindet. Ein solches Verhalten würden wir freilich nur mit Unrecht als Frömmigkeit bezeichnen. Aber unser Bauer — wir dürfen es mit aller Offenheit und Entschiedenheit sagen — ist im allgemeinen ein frommer Mensch; man würde ihm sicherlich Unrecht thun, wollte man ihm diese Anerkennung versagen. Nur erwarte man nicht von ihm, daß er sich des Langen und Breiten über seine Frömmigkeit ausspreche. Der Bauer ist an sich eine verschlossene Natur. Was ihn bewegt, sagt er nicht gern gerade heraus; er deutet es lieber bloß an, er umschreibt es in irgend welchen Wendungen und erwartet von seinem Partner, daß der ihn schon verstehn werde. So redet er auch nicht von seinem innern religiösen Leben, von seiner Frömmigkeit. Das Wort: fromm mag er überhaupt nicht, er legt ihm den Sinn des Frömmelnden unter. Statt fromm sagt er: ordentlich oder allenfalls: christlich. Der und der ist ein ordentlicher Mann heißt manchmal geradezu: er ist ein christlich gesinnter,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frommer Mann. Er selber, der Bauer, wills nicht sein — wie man sagt. Aber daß innerliches frommes Leben bei ihm vorhanden ist, davon darf man überzeugt sein. Ich weise darauf hin, daß wohl in jedem rechten Bauernhause der religiöse Schmuck nicht fehlt, daß ungeachtet der verstaubten oder verschlossenen Bibel das Gesangbuch und das Starkenbuch immer noch ihre alte Stelle im häuslichen Leben behaupten, daß trotz Wirtshaus und Zeitung die häusliche Andacht immer noch in den meisten Häusern gehalten wird. Auch der Umstand ist beachtenswert, daß viele Sprichwörter des Bauern einen religiösen, einen biblischen Klang haben, ja daß die ganze Sprache des Bauern das Bestreben aufweist, das menschliche Leben im Guten und Schlimmen als abhängig von Gott darzustellen. Aus alledem darf man Rückschlüsse ziehn auf die religiöse Bewegung im Gemüte des Bauern. Man trifft wohl den Kern der Sache, wenn man sagt: des Bauern Religion ist ein schlichtes Gottvertrauen — nicht mühsam zurechtgelegt, nicht künstlich angelernt, eher naturwüchsig aus dem Boden des bäuerlichen Lebens entsprungen.

Wir treffen z. B. einen Bauern auf dem Felde. Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Das Gespräch handelt natürlich vom Wetter. „Ja, sagt der Mann, das ist ein göttliches Wetter!“ Wir sind erstaunt, das Wort: göttlich in Verbindung mit dem Wetter zu hören. Durch den Unterhaltungston in der städtischen Gesellschaft hat das Wort: göttlich für unser Ohr seinen wahren Inhalt längst verloren. Aber dem Bauern ist es mit dem Worte: göttlich voller Ernst. Daraus spricht eine herzliche Freude und eine innige Dankbarkeit gegen Gott den Herrn, der Gras wachsen läßt für Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, und ein stilles Gottvertrauen, das wohl auch schlimme Zeiten überwinden kann. In dem einen Worte offenbart sich eine ganze innere Welt. — Oder ein alter Mann erzählt uns, wie es ihm im Leben so hinderlich gegangen ist, wie er mit Schulden und Viehkrankheit zu kämpfen und eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, und doch: „Ich habs durchgerissen. Gott und gute Menschen haben mir geholfen.“ Und wenn wir bei diesen Worten eine Thräne im Auge des Mannes blinken sehen, so sagen wir uns selbst, daß der Mann, mag er sonst von seiner Frömmigkeit auch kein Wörtlein reden, dennoch „seines Glaubens lebt.“

Ich kenne eine Witwe. Deren Mann hatte durch Trunksucht das Hauswesen fast zu Grunde gerichtet. Da starb der Mann plötzlich infolge eines Unfalls im Steinbruch. Die Frau — eine kleine, schwächliche Person — blieb zurück mit einem Haufen Kinder und einem Haufen Schulden, die der Mann alle hinter ihrem Rücken gemacht hatte. Ich habe das Leben dieser Frau näher kennen lernen, und was ich erfahren habe, muß jeden mit der größten Hochachtung erfüllen, und hat mich das Wort des Apostels Paulus verstehn lehren, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist. Diese Frau hat einen wahren Heldenmut bewiesen. Aber einzig und allein ihr Glaube hat ihr den Heldenmut gegeben. „Wie oft bin ich hingekniet im Stall, im Wald, auf dem Feld hintern Wagen und hab unsern Herrgott angerufen, er soll mir helfen,

er soll mir sagen, was ich thun soll. Und noch allemal hat er mir geholfen, und noch allemal hat er mich getröstet und hat mir einen guten Rat gegeben." Als sie einmal in ihren bedrängten Umständen von einem Herrn in der Stadt, mit dem sie ein Geschäft hatte, bedauert wurde, antwortete sie: „Ich fürcht mich nicht. Wenn der Heiland drüben überm Neckar stünd und thät mir winken, ich ging und käm übers Wasser!" Kein Wort, das im Munde dieser Frau nicht volle Wahrheit wäre. Unvergeßlich ist mir außer manchen andern eine in aller Einfältigkeit gethane Äußerung: „Wenn man seine Schuldigkeit gethan hat, kann man viel besser beten." Woran sich die Theologen ihre Köpfe zerbrechen, nämlich wie Sittlichkeit und Religion zusammenhängen, hat diese Frau ganz klar und unzweideutig ausgesprochen.

(Schluß folgt)

Sibiriens wirtschaftliche Bedeutung

Von H. Toepfer

(Schluß)

Die Viehzucht steht in Sibirien im Vergleich zum europäischen Rußland in einer gewissen Blüte. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet ist dieser Viehstand dreimal so groß als dort; dennoch ist er im Vergleich zu der ungeheuern Ausdehnung des Landes recht gering:

Gouv. oder Gebiet	Pferde	Großhornvieh	Kleinvieh	Kamele	Renntiere
Steppenland . .	1800000 (90)	900000 (45)	7600000 (380)	250000 (12)	—
Tomsk	1350000 (87)	1370000 (88)	über 1520000 (98)	—	—
Tobolsk	1000000 (68)	800000 (52)	1300000 (86)	—	250000
Irkutsk und Jenisseisk	750000 (72)	800000 (77)	1200000 (116)	—	35000 (38 auf 100 Tundrenbew.)
Jakutsk	100000 (37)	215000 (80)	—	—	30000 (100)
Transbaikalien .	580000 (97)	900000 (150)	1440000 (240)	—	?
Amur	48000 (42)	50000 (40)	30000 (26)	—	?
Ussuri und Sachalin	33000 (20)	48000 (30)	32000 (20)	—	?
Ochotsk und Kamtschatka . . .	?	?	?	?	?

Die eingeklammerten Zahlen geben an, wieviel Stück auf je 100 Bewohner kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG